



LOTHAR BLUHM

„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis’ ...“

Wilhelm Meisters Lehrjahre zwischen ‚Heilung‘ und ‚Zerstörung‘

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: „daß gepflegt werde der feste Buchstab“. Festschrift für Heinz Rölleke zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Lothar Bluhm und Achim Hölter. Trier 2001, S. 122-140.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre_bluhm.pdf>

Eingestellt am 12.01.2004

Autor

Prof. Dr. Lothar Bluhm

Universität Oulu

Institut für Germanistik, Romanistik und Skandinavistik

Lehrstuhl für Germanische Philologie

PSF 1000

FIN-90014 Oulun yliopisto

Telefon: 00 358 8 553 3424

Emailadresse: lothar.bluhm@oulu.fi

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Lothar Bluhm: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis’ ...“. *Wilhelm Meisters Lehrjahre* zwischen ‚Heilung‘ und ‚Zerstörung‘ (12.01.2004). In:

Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre_bluhm.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis’ ...“

Wilhelm Meisters Lehrjahre zwischen ‚Heilung‘ und ‚Zerstörung‘

Lothar Bluhm

I.

Die traditionale Klassifizierung von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* als ‚Bildungsroman‘ hat im Laufe der Jahre erhebliche Relativierungen erfahren. Goethes Werk, das 1795/96 nach langer Vorarbeit gänzlich umgestaltet in vier Bänden à zwei Bücher beim Verleger Friedrich Unger erschien, gilt inzwischen allenfalls noch als Muster einer „unerfüllten Gattung“.¹ Im Großen und Ganzen hat sich die Überzeugung durchgesetzt, dass mit den *Lehrjahren* ein „moderne[r], komplizierte[r] Künstler- und Zeitroman“ vorliegt,² dessen Modernität sich allenthalben in einer anspielungsreichen transtextuellen Struktur und einer „Symbiose von objektivem (naivem, klassischem) Verfahren und subjektivem (sentimentalischem, modernem) Gegenstand“³ manifestiert. Davon unberührt bleibt allerdings eine schon seit der ersten Rezeption Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtende Ambivalenz bei der Bewertung von Wilhelm Meisters Entwicklungsgang innerhalb des Romangeschehens. Bereits in der frühesten Rezeption konzentrierte sich das Für und Wider auf den Erzählschluss des Romans. Schon der erste Leser, Friedrich Schiller, der das Entstehen des Buchs produktiv begleitete, hakte hier mit einer in der Deutungsgeschichte immer wieder aufgenommenen Definition ein: „Wenn ich das Ziel, bey welchem Wilhelm nach einer langen Reyhe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszusprechen hätte, so würde ich sagen, ‚er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisier-

¹ Jürgen Jacobs: *Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman*. München 1972, insb. S. 271-278.

² Erwin Seitz: Die Vernunft des Menschen und die Verführung durch das Leben. Eine Studie zu den *Lehrjahren*. In: *Goethe-Jahrbuch* 113 (1996), S. 136. – Mit anderer Akzentuierung auch Hans-Jürgen Schings: Goethes Romane – Wege in die Moderne. In: Thomas Jung/Birgit Mühlhaus (Hg.): *Über die Grenzen Weimars hinaus – Goethes Werk in europäischem Licht. Beiträge zum Jubiläumsjahr 1999*. Frankfurt/M. 2000, S. 123-133.

³ Einführung. In: *Johann Wolfgang Goethe. Münchner Ausgabe*. Bd. 5: *Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman*. Hg. v. H.-J. Schings. München 1988, S. 626. (Künftig: MA mit Bandangabe und Seitenzahl.) Schings beschreibt den Roman ebd. als „naiv-sentimentalisches Wagemstück, klassisch, aber mit einem ‚modernen‘ Helden, und dies in einem eo ipso unklassischen, modernen Medium.“

rende Kraft dabey einzubüßen.“⁴ Der spätere Begriff des ‚Bildungsromans‘ klingt bereits vernehmlich an. Den ein wenig gerafften Schluss wünschte sich Schiller etwas breiter, plastischer und vor allem deutlicher in der Betonung des idealen Ziels, der ‚Meisterschaft‘,⁵ doch ging Goethe auf diese Wünsche bekanntlich nicht ein. Die Hinwendung Wilhelm Meisters zu einem ‚bestimmten tätigen Leben‘, die Schiller goutierte, war den Frühromantikern – bei aller Wertschätzung des Gesamtwerks – nachgerade ein Grauen. Das Urteil eines Novalis könnte kaum schärfer formuliert sein: „Hinten wird alles Farce. Die Oeconomische Natur ist die Wahre – Übrig bleibende.“⁶ Der Weg der Romantiker führte ganz entgegengesetzt in die Welt der Poesie, wenn man so will: in die Welt Mignons. Dass diese Erzählfigur in der Folge zu einer Art geheimer Leitfigur der Romantik werden sollte, dokumentiert weniger das Moment einer Anknüpfung an den Goethe-Roman, als vielmehr einen grundlegenden Wertungsgegensatz.

II.

Der frühen Deutungsdifferenz ist die moderne Goethe-Forschung nach wie vor verpflichtet. Die beiden Grundpositionen stehen sich allemal unversöhnlich gegenüber: Letztlich in der Tradition Schillers und einer Goethe’schen Selbstdeutung bewegt sich eine Beschreibung, die im Erzählschluss die „heiterkühle[n] Antwort auf die moralische, literarische, philosophische Hypochondrie“ eines überzogenen Subjektivismus⁷ zu erkennen meint und den Protagonisten in den Stand von „Heilung“ und „Glück“ versetzt sieht.⁸ Diese (im besten Sinne des Wortes) traditionelle Lesart dürfte – trotz zunehmender Gegenrede – als die wohl immer noch gängige Interpretation anzusehen sein. Sie sieht in Goethes Roman eine teleologisch ausgerichtete, linear fortschreitende Entwicklungsgeschichte mit dem Zielpunkt eines glücklichen Hineinfindens des

⁴ *Schillers Werke. Nationalausgabe.* Bd. 28.: *Schillers Briefe 1.7.1795 – 31.10.1796*, hg. v. Norbert Oellers. Weimar 1969, S. 254. Ebenso in: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.* Hg. v. Emil Staiger. Frankfurt/M. 1977, S. 239. Brief vom 8. Juli 1796.

⁵ Vgl. *Schillers Briefe* (wie Anm. 4), S. 255: „Was ich also hier wünschte, wäre dieses, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff [der ‚Meisterschaft‘] noch etwas klärer gemacht würde. Ich möchte sagen, die Fabel ist vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel ist vollkommen wahr, aber das Verhältniß der einen zu der andern springt doch nicht deutlich genug in die Augen.“ S.a.: Staiger, *Briefwechsel* (wie Anm. 4), S. 240.

⁶ Fragmente und Studien 1799-1800, Nr. 536 („Gegen Wilhelm Meisters Lehrjahre“). In: *Novalis. Schriften.* Hg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Stuttgart² 1960. Bd. 3, S. 646.

⁷ Hans-Jürgen Schings: Agathon – Anton Reiser – Wilhelm Meister. Zur Pathogenese des modernen Subjekts im Bildungsroman. In: *Goethe im Kontext. Kunst und Humanität, Naturwissenschaft und Politik von der Aufklärung bis zur Restauration. Ein Symposium.* Hg. v. Wolfgang Wittkowski. Tübingen 1984, S. 52.

⁸ Ebd., S. 61.

Protagonisten in Bindungen und Verantwortlichkeiten, letztlich einen ‚Bildungsroman‘. Daneben – oder besser: dagegen – hat sich seit den späten 1970er Jahren eine interpretatorische Praxis etabliert, die mit dem Anspruch antritt, den Text betont ‚gegen den Strich‘ der offensichtlichen Textsignale und der scheinbar eindeutigen Autorintention zu lesen.⁹ Vorbild und Muster dieser Lektüre *a rebours* ist Heinz Schlaffers Studie zur ‚Exoterik und Esoterik in Goethes Romanen‘ von 1978,¹⁰ die in der Stringenz und Radikalität ihrer Entgegensetzung als bis heute unüberholt gelten kann. Goethe habe – so Schlaffer – nicht zuletzt für sich selbst geschrieben und mit seinem Publikum Versteck gespielt; seine Romane zeigten einen verdeckten Sinn, der der offenen Sinn-schicht entgegen gesetzt sei. Aus diesem Blickwinkel heraus erwiesen sich die *Lehrjahre* nicht als eine in ‚Heilung‘ und ‚Glück‘ auslaufende Bildungsgeschichte, man könnte sie vielmehr „mit gleichem Recht einen Zerstörungsroman nennen.“¹¹ Eine auf Außenwirkung bedachte Textschicht verberge die tatsächliche Intention des Autors und das kritische Potential des Romans. Für Goethes Prosa sei eine grundsätzliche Ambivalenz bezeichnend: „Exoterisch bestätigen Goethes Romane die jeweils zeitgenössischen Ideen: Freiheit, Bildung, Sittlichkeit, Fortschritt; esoterisch enthüllen sie, wie im Komplex der Zeit diesen zur Ideologie entstellten Ideen die Negation innewohnt: Illusion, Entleerung, Naturverfallenheit, Tod.“¹²

Die unterschiedlichen Positionen der Forschungsdiskussion scheinen unvereinbar: Gelten die *Lehrjahre* den einen also als Roman einer geglückten ‚Heilung‘, so entdecken die anderen in ihm Züge eines Verfalls und des Niedergangs. Gleichwohl sind beide Lesarten textgestützt und in sich stimmig; sie sollen in der Folge daher im Einzelnen weder falsifiziert oder verifiziert, schon gar nicht gegeneinander ausgespielt werden. Vielmehr sollen sie in einem Beschreibungsmodell aufgehoben werden, das den starren Antagonismus von offenem und verstecktem Sinn, von Exoterik und Esoterik, vermeidet und die Ambivalenz als konstitutives Moment eines gleichermaßen inner-, inter- wie hypertextuellen Spiels begreift: Das Beschreibungsmodell nimmt damit die gelegentlich beschworene ‚Vielstimmigkeit‘ des Romans ernst, um sie an einem konkreten Beispiel konstruktiv werden zu lassen. Aus dieser Perspektive bietet der Roman unterschiedliche Lesarten, die jeweils mit vielfältigen Vorbehalten und Widersprüchen ausgestattet sind, so dass sie letztlich unentscheid-

⁹ So explizit zuletzt Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens“. Ein Versuch, Wilhelm Meisters Lehrjahre (wieder) einmal anders zu lesen. In: *Goethe-Jahrbuch* 113 (1996), S. 105-120.

¹⁰ Heinz Schlaffer: Exoterik und Esoterik in Goethes Romanen. In: *Goethe-Jahrbuch* 95 (1978), S. 212-226. Als Vorläufer ist vor allem noch an Karl Schlechtas These, dass der Lebensweg Wilhelm Meisters auf ein „schattenhaftes, ein unbestimmtes Etwas“ hinauslaufe, zu erinnern. Karl Schlechta: *Goethes Wilhelm Meister*. Frankfurt/M. 1953, S. 246.

¹¹ Schlaffer, Exoterik und Esoterik (wie Anm. 10), S. 222.

¹² Ebd., S. 225.

bar bleiben.¹³ Sie sind Teil eines narrativen Spiels mit Rezeptionssignalen auf mehreren Ebenen der Textwahrnehmung.

Die Ausführungen konzentrieren sich aus pragmatischen Gründen auf eine einzige Textpassage, den Erzählschluss und seinen scheinbar nebensächlichen Bibelvergleich. Zuerst jedoch wird der Blick kurz auf Goethes eigene Deutung des Werks gelenkt, da sie in der Interpretationsgeschichte des Romans eine wichtige Rolle gespielt hat und noch immer spielt. Danach geht es in drei Schritten, eigentlich Doppelschritten, weiter: Vom Bibelvergleich ausgehend, soll zum ersten das entsprechende Motivgeflecht innerhalb des Gesamttextes untersucht werden. Daran anschließend wird die intertextuelle Dimension untersucht, wobei der offensichtliche Bezug auf den Referenztext, die Bibel, analysiert und diskutiert werden soll. Da die *Lehrjahre* auch Literatur aus Literatur sind, soll zum dritten aufgezeigt werden, wie Goethe seinen Text verdeckt noch auf andere Literatur bezieht und in literarische Traditionen einschreibt. Es sind jeweils Doppelschritte, da in allen drei Fällen – soweit es möglich ist – sowohl die eine als auch die andere der skizzierten Lesarten einbezogen werden soll, also sowohl die Perspektive, dass wir es mit einem Roman der ‚Heilung‘ und des ‚Glücks‘ zu tun hätten, als auch die konträre, wonach der Roman tatsächlich einen geheimen Gegensinn verstecke. Die auf diese Weise (re-)konstruierte Forschungsdiskussion versucht an konkreten Fällen die divergierenden Deutungsansätze in Rede und Gegenrede überzuführen, um die Leistungsfähigkeit der konträren Positionen auszuloten.

Jede Fokussierung bedeutet zwangsläufig auch Ausblendung. Bei der Analyse der Inter- und Hypertextualitäten des Romanausgangs wird der Akzent auf die produktive Auseinandersetzung Goethes mit Wieland gesetzt. Tatsächlich war für die Ausarbeitung des Romans der Austausch mit dem Jenenser Schiller insgesamt ungleich bedeutsamer als das verdeckte Spiel mit der Literatur des Weimarer Nachbarn. Seit seiner Annäherung an Schiller hatte sich Goethes Verhältnis zu Wieland erkennbar abgekühlt. Der Blick auf die poetisch-poetologische Strategie der *Lehrjahre* wird en passant allerdings deutlich machen, dass Goethe gerade in diesem ersten aus dem Dialog mit Schiller hervorgegangenen großen Werk der Wieland’schen Poetik und insbesondere dem grundlegenden Prinzip einer antithetischen Schreibweise¹⁴ beträchtlich näher

¹³ Manfred Engel spricht entsprechend von einer „narrativen Deutungsverweigerung“. Manfred Engel: *Der Roman der Goethezeit. Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendente Geschichten*. Stuttgart, Weimar 1993, S. 272.

¹⁴ Dazu jüngst die umfangreiche Arbeit von Bernhard Budde: *Aufklärung als Dialog. Wielands antithetische Prosa*. Tübingen 2000, S. 1: „Daß mit dem Satz auch der Gegensatz zur Sprache kommen muß, ist Wielands Prosa als Strukturgesetz eingeschrieben. Wer nach einfachen, endgültigen Lösungen für menschliche und politische Konflikte, moralische, philosophische und religiöse Probleme sucht, unternimmt dies bei Wieland vergeblich.“ Leider bleiben die *Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva* weitestgehend unbeachtet, da im Roman lediglich „Vorstufen zum dialogischen Gestaltungsprinzip“ (ebd., S. 6) erkannt werden.

stand als den Schiller’schen Positionen, wie sie sich etwa in dessen Programm der *Horen* niedergeschlagen hatten.¹⁵

Hinsichtlich der literarischen Praxis Goethes zeigt sich das klassische ‚Zweigestirn‘ Goethe-Schiller 1795 damit verdeckt doch eher als – wenn auch schwierige – ‚Dreiecksbeziehung‘ Wieland – Goethe – Schiller.

III.

Zuerst also zu Goethes eigener Deutung des Romans: Wenn der Romancier, wie etwa in den Gesprächen mit Eckermann, nach dem Sinn des *Wilhelm Meister* gefragt wurde, hatte er eine beinahe simple Antwort parat: „Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.“¹⁶ Explizit ist der Hinweis auf das ‚glückliche Ziel‘. Ausführlicher entwickelte Goethe seine Deutung schon 1819/20 in den *Tag- und Jahreshften*; er verwies hier auf jene

große[n] Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. [...] Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich im *Wilhelm Meister* immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis’, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“¹⁷

Bei diesen Selbstdeutungen handelt es sich um Rückblicke, die aus der zeitlichen Distanz von mehr als 20 Jahren formuliert sind. Es sind allemal Positionen und Überzeugungen der Zeit um 1820. Ähnlich finden sie sich in der 1822

¹⁵ Zur programmatischen Differenz zwischen Schiller und Goethe siehe zuletzt Lothar Bluhm: „In jenen unglücklichen Tagen ...“. Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, oder: Die Ambivalenz von Kunst und Gesellschaft. In: Rüdiger Zymner u.a. (Hg.): *Erzählte Welt – Welt des Erzählens. Fs. für Dietrich Weber*. Köln 2000, S. 27-45.

¹⁶ Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Hg. v. Ernst Beutler. München 1976, S. 142.

¹⁷ Aus den *Tag- und Jahreshften*. Geschrieben 1819/20. In: *Johann Wolfgang von Goethe. Werke. Hamburger Ausgabe*. Bd. 10, 7., neubearb. Aufl., textkritisch durchgesehen von Lieselotte Blumenthal und Waltraud Loos, kommentiert von Waltraud Loos und Erich Trunz. München 1981, S. 432. (Künftig: HA mit Bandangabe und Seitenzahl.)

erschienenen autobiographischen *Campagne in Frankreich. 1792* in der berühmten Zwischenrede, wo Goethe retrospektiv den Wandlungsprozess zu rekapitulieren suchte, der auch ihn nach der Erfahrung des Kriegs gegen das revolutionäre Frankreich erfasst hatte. Goethe spricht dabei von jenen „Übergängen“ im Leben, die „bald als Vorschrift, bald als Rückschritt erscheinen, und doch alle dem gottgeführten Menschen zu Nutz und Frommen gereichen müssen.“¹⁸ In Goethes eigenen Deutungen zu den *Lehrjahren* ist jedoch eine Besonderheit zu beobachten: Beinahe topisch erscheint in ihnen immer wieder der Rekurs auf die biblische Saul-Geschichte (1. Sam 9-10).¹⁹ Er ist, wenn man so will, ein Textbaustein Goethes, den dieser ausgesprochen listig zu einer selbst wiederum narrativen Erläuterung seiner Autorintention nutzt. Der deiktische Charakter dieses Hinweises ist durch eine eigene Zirkularität gekennzeichnet. Die Rede deutet zum einen natürlich auf die zitierte Bibelerzählung hin, lenkt zum anderen in Form des Selbstzitats aber vor allem wieder auf den Roman selbst zurück, in dessen Erzählausgang die Erzählfigur des ‚tollen‘ Friedrich den Bildungsgang des Protagonisten mit genau diesem Bibelvergleich zu beschreiben sucht.

IV.

Damit ist der Blick auf den Romanausgang selbst gelenkt. Als Wilhelm Meister nach den Irrungen und Wirrungen seines bisherigen Lebensweges, der ihn aus dem Kaufmannsstand über verschiedene Stationen des Theaterlebens zur Reformgemeinschaft des ‚Turms‘ geführt hat, dort schließlich die Hand Natalies erhält, sieht er sich im „Augenblicke des höchsten Glücks“ und mag sich an die zurückliegenden Zeiten gar nicht mehr erinnern. Nicht ohne neckenden Beiklang insistiert jedoch sein zukünftiger Schwager Friedrich:

„[...] Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“

„Ich kenne den Wert eines Königreichs nicht“, versetzte Wilhelm, „aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“²⁰

¹⁸ Ebd., S. 308. – In diesen Kontext gehört auch das von Per Øhrgaard zutreffend beschriebene Ineinander von Subjektivem und Objektivem: „Nur weil die subjektive Bereitschaft zum Objektiven in solchen entscheidenden Augenblicken vorhanden ist, nur weil das Subjekt zum Objektiven tendiert und das Objektive dem Subjekt entgegenkommt, darf überhaupt von Bildung und nicht nur von bloßer Sozialisation, von Anpassung gesprochen werden.“ Ders.: Roman, Bildung, Experiment. Anmerkungen zur Erzählweise in *Wilhelm Meisters Lehrjahren* (mit einem Zusatz über die *Wanderjahre*). In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (2000), S. 29.

¹⁹ Hans-Jürgen Schings spricht zu Recht von einem „Lieblingszitat[s]“ Goethes; Kommentar in: MA 5, S. 856.

²⁰ Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. In: HA 7, S. 610.

Bemisst man, wie Hans-Jürgen Schings es vorschlägt, die „Glücks- und Verlobungsszene“ des Erzählausgangs am „Schein-Glück des Anfangs“, ²¹ so zeigt sich in diesem Schluss-Tableau der Weg von den Begrenztheiten einer allein auf individuelle Selbstverwirklichung ausgerichteten Existenz hin zu einer gereiften Persönlichkeit, die ihre Identität in der sozialen Verantwortung erkennt. ²² Im Horizont dieser Perspektive erscheint das Verlobungsmotiv als vom Autor gesetzte Leserlenkung, die die *Lehrjahre* rückweisend als den „Roman einer Heilung“ offen legen soll. ²³ Der Schluss fungiert quasi als „Akme“. ²⁴

Das Bibelzitat lässt sich in diese Lesart stimmig einfügen: So wie im ersten Buch Samuel der (Stadt-)Bürgerssohn Saul auf der Suche nach den entlaufenen Eselinnen seines Vaters unvermutet mit der Gnade seiner Auserwählung zum künftigen König Israels beschenkt wird, erfährt auch Wilhelm das unglaubliche Geschenk der Hand Natalies ‚ohne dass er weiß, wie es zugeht‘: Am Schluss bringt Friedrich ‚mit dem alttestamentarischen Vergleich indirekt einen Hinweis auf die Vorsehung.‘ ²⁵ Die gleiche Stimmigkeit zeigt sich, wenn man den Akzent auf die Metapher des ‚Königreichs‘ verlegt: Mit dem Bibel-Vergleich ‚wird Wilhelm nun die ‚Königswürde‘ von außen zugesprochen. Mit der Glücksverheißung des Lieblingsbildes gelangt Wilhelm Meisters erlesenes Heldentum ans Ziel.‘ ²⁶ Der Saul-Vergleich erweist sich auch erzähltechnisch als stimmig. Er lenkt den aufmerksamen Leser zurück auf das erste Buch und Wilhelms Erinnerungen an das Puppentheater. ²⁷ Die Motivkorrespondenz erinnert an die erste, noch kindliche Theaterbegeisterung des Protagonisten, die ihm – wie seine Mutter klagte – ‚zuerst Geschmack am Schauspiel beibrachte‘ ²⁸ und sein späteres Heraustreten aus dem vorgezeichneten bürgerlich-

²¹ Schings in MA 5, S. 632f.

²² Dazu detailliert Jürgen Jacobs: Reine und sichere Tätigkeit. Zum Bildungskonzept in Goethes *Wilhelm Meister*. In: *Pädagogische Rundschau* 53 (1999), H. 4, S. 411-423, insb. S. 413-415.

²³ Schings in MA 5, S. 636f. Siehe dazu auch Schings, Agathon – Anton Reiser – Wilhelm Meister (wie Anm. 7), insb. S. 52.

²⁴ Schings in MA 5, S. 642.

²⁵ Gerda Röder: *Glück und glückliches Ende im deutschen Bildungsroman. Eine Studie zu Goethes „Wilhelm Meister“*. München 1968, S. 162. Auf einen weiteren Bezug macht Mathias Mayer aufmerksam, insofern Friedrich und insgesamt die Gesellschaft des Turms Wilhelm gegenüber ‚auf ironisch-verfremdete, ihm zugleich aber auch ironisch bewußte Art die Rolle‘ einnimmt, ‚die im Epos dem Götterhimmel und dem Schicksal zukommt‘. M. Mayer: *Selbstbewußte Illusion. Selbstreflexion und Legitimation der Dichtung im „Wilhelm Meister“*. Heidelberg 1989, S. 123.

²⁶ So das konzise Resümee bei Friedhelm Marx: *Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur*. Heidelberg 1995, S. 239. – Zur Thematik vgl. auch Heinz Rölleke: Der erzählte Leser. In: *Aus dem Antiquariat* 1998, S. 80-98.

²⁷ Siehe etwa HA 7, S. 12-16 u.ö.

²⁸ Ebd., S. 12.

kaufmännischen Lebensplan recht eigentlich initiiert hat. Auf diese Weise steht die biblische Saul-Figur am Anfang und am Ende des Bildungsgangs und rundet den Roman damit augenfällig ab.²⁹ Was zu Beginn allenfalls vage anklingt, findet im Erzählschluss in der Figurenrede demnach eine umfassende Deutung und Bestätigung. Mit der Saul-Figur wird in Äquivalenz zum Akt der Verlobung mit Natalie ein Versprechen auf eine glorreiche, ‚glückliche‘ Zukunft gegeben: So wie Saul zum König Israels berufen ist, und das Königtum später bekanntlich auch antritt, winkt Wilhelm das Glück von Vermählung, erfüllter Vaterschaft, Landgutsherrschaft und sozialer Nobilitierung.

Wechselt man aber die Perspektive, indem man von der Prämisse einer ‚Glücks-Erzählung‘ auf die eines ‚Zerstörungsromans‘ übergeht, melden sich Bedenken: In die aufeinander abgestimmte motivliche Korrespondenz sind nämlich Unstimmigkeiten eingeschrieben, die sich zeigen, sobald der Ausschnitt der Betrachtung von der engen figuralen hin zur szenischen Konstellation erweitert wird. Der Erzählschluss bezieht sich tatsächlich auf einen gänzlich anderen Abschnitt der biblischen Saul-Geschichte als das erste Buch der *Lehrjahre*,³⁰ wobei die jeweiligen Bibel-Rekurse völlig andere Konnotationen besitzen. Während der Romanausgang auf die frühe Saul-Geschichte zurückgreift und das Moment der glücklichen Verheißung besonders akzentuiert, ist die Saul-Figur des Romananfangs die der späteren, unglücklichen Königsgeschichte, insbesondere die der David-Goliath-Episode. Saul ist hier nun keine positiv markierte Gestalt mehr, sondern eine weitestgehend negativ bestimmte: „König Saul im schwarzen Samtrock mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen;“ heißt es etwa im dritten Kapitel, „er sehe ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus.“³¹ Die Figur des „Glücksprinzen“ ist in Wilhelms Erinnerung zu Beginn vielmehr der junge David, der Goliath überwindet und – nun seinerseits dem Wilhelm des Romanschlusses vergleichbar – die „schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt“.³²

Letztlich bieten sich zwei Bewertungsmöglichkeiten dieser Unstimmigkeit an: Wenn man den Bruch im figuralen Rückgriff betonen will, wie es die ‚Zerstörungs-Lesart‘ allemal favorisieren würde, erweist sich das Verheißungsmoment in Friedrichs Schlussrede als ein höchst unsicheres Versprechen. So wie in der biblischen Saul-Geschichte der spätere Abfall des Königs Saul

²⁹ Vgl. dazu auch Röder, *Glück und glückliches Ende* (wie Anm. 25), S. 161: „So bedeutet Friedrichs Anspielung auf Sauls Erwählung nicht nur ein Gleichnis für den Glücksweg Wilhelms, für *seine* ‚Erwählung‘ und Auszeichnung; sie bedeutet auch, daß alles mit allem, Kindheit, Entfaltung und Glück unlöslich zusammenhängt [...]“

³⁰ Die Saul-Geschichte des ersten Buchs der *Lehrjahre* kann zudem bereits auf die Vorlage des ersten und zweiten Kapitels von *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung* zurückblicken. Entstehungsgeschichtlich liegen beide Teile also weitest auseinander.

³¹ HA 7, S. 15.

³² HA 7, S. 13.

von Gott die frühen Erwartungen, die in den jungen Stadtbürger gesetzt worden waren, nachgerade enttäuscht, so deuten sich aus diesem Blickwinkel heraus eben auch die Hoffnungen, die mit dem scheinbar gereiften Wilhelm verbunden werden, als trügerisch an. Der Saul der gnadenhaften Erwählung ist in der Bibel nämlich eine scheiternde Existenz. Dem auf der Textoberfläche so eingängigen glücklichen Ausgang des Romans wäre über die angedeutete Ambivalenz der Saul-Figur also verdeckt ein Moment des Scheiterns eingeschrieben.

Dagegen mag – so könnte aus der ‚Glücksperspektive‘ sicherlich eingewandt werden – der tatsächliche Fortgang der Geschichte in *Wilhelm Meisters Wanderjahre* stehen, doch überzeugt das Argument nur dann, wenn dieser zweite, deutlich spätere Roman auch als eine Fortsetzung im engeren Sinne verstanden wird, wogegen immerhin Einiges spricht. Überzeugender lässt sich die Ambivalenz der Saul-Figur mit Hilfe einer Akzentverschiebung dementieren, indem man das Erklärungsmodell der Figurenkorrespondenz durch das einer strukturellen Analogie ersetzt. Nicht die Figuren in den Büchern 1 und 8 stünden dann im Vordergrund, sondern die Bedeutungsfelder, in denen diese stehen: In beiden Fällen werden nämlich Glücksgeschichten angespielt – nur eben unter Nutzung verschiedener, aber durchaus austauschbarer biblischer Figuren: Was der junge Saul funktional im letzten Buch verkörpert, manifestiert David im ersten. Die Unstimmigkeiten lassen sich ebenfalls harmonisieren, wenn man den beiden Textabschnitten das erzähltechnische Verfahren einer szenischen Umstellung unterlegt: Goethe habe in seinem Roman – so dieser Erklärungsweg – durch die Verkehrung der biblischen Reihenfolge eine Re-Lektüre der Saul-Geschichte initiiert. Indem er die biblische Erzählung quasi ‚von hinten aufzäumt‘, vermag er die Geschichte eines Abfalls von Gott ‚gegen den Strich‘ zu lesen und zu der einer glücklichen Verheißung zu konkretisieren. Gegen die Autorität des Prätextes fungierte der literarische Text mit seinem grundsätzlich veränderten Sinngehalt dann als Ansatzpunkt für eine neue Tradition der Saul-Erzählung.

Eine Entscheidung zwischen den Lesarten ist textintern nicht zwingend präfiguriert; sie ist eher abhängig von unterschiedlichen Prämissen und Akzentsetzungen des Rezipienten und Interpreten. Eine vergleichbare Deutungsdifferenz, die hier aber nur angedeutet werden kann, ergibt sich auch mit Blick auf die den Saul-Vergleich anführende Erzählfigur. Der ‚tolle‘ Friedrich – „swayed by emotions“³³ – ist als Gewährsmann für eine nüchterne Analyse von Wilhelm Meisters Lebens- und Entwicklungsgang eine sicherlich zweifelhafte Autorität, selbst wenn man die von ihm behauptete „große Belesenheit in heiligen und Profan-Skribenten“³⁴ ernst nähme. Gleichwohl ist es eben gerade dieser unstete und in seinen Urteilen stets schwankende narrenhafte Bruder Nata-

³³ Horst S. Daemmrich und Ingrid G. Daemmrich: *Spirals and Circles. A Key of Thematic Patterns in Classicism and Realism*. New York 1994. Bd. 1, S. 252.

³⁴ HA 7, S. 556.

lies, der in der Erzählhandlung des letzten Kapitels durch Aussprechen der Wahrheit die durch gesellschaftliche und persönliche Hemmnisse und Zögerlichkeiten zuletzt doch noch gefährdete glückliche Lösung erst zustande bringt: „[...] der tolle Bruder hat [...] die reife Frucht abgeschüttelt.“³⁵

V.

Die am Beispiel des Saul-Rekurses diskutierten motivischen Korrespondenzen deuten die feinmaschige innertextliche Struktur des Romans an. Zur textuellen Struktur gehört aber gerade bei den *Lehrjahren* auch die intertextuelle Dimension. Der Saul-Rekurs des Romanausgangs bietet mit seinem expliziten Bibelvergleich ein beinahe klassisches Beispiel für solchen Text-Text-Bezug, insofern hier in der Tat „ein Autor bei der Abfassung seines Textes sich nicht nur der Verwendung anderer Texte bewußt ist, sondern auch vom Rezipienten erwartet, daß er diese Beziehung zwischen seinen Texten und anderen Texten als vom Autor intendiert und als wichtig für das Verständnis seines Textes erkennt.“³⁶ Die herausgehobene Positionierung der Passage am Ende des Romans und die Ausdrücklichkeit, mit der in der Figurenrede auf die frühe Saul-Geschichte als Modell für den bisherigen Lebensweg Wilhelm Meisters hingewiesen wird, unterstreichen die Absicht und die Relevanz der Bezugsetzung gleichermaßen. Dem zeitgenössischen Leser dürfte die biblische Referenzerzählung vom Sohn eines wohlhabenden Stadtbürgers, der bei der Suche nach dem verlorenen Besitztum seines Vaters durch die Weisung des Propheten Samuel zum künftigen König von Israel bestimmt wird, unmittelbar präsent gewesen sein. Wie Wilhelm Meisters Lebens- und Bildungsgang zeichnet bereits den Bibeltext die Differenz von Suchwanderung und recht eigentlich absichtsloser innerer Wandlung des Protagonisten aus. Hier wie dort ist die Auserwählung nicht primär eigenes Verdienst, sondern ein unerklärlicher Gnadenakt, der aus dem Allgemeinen und Gewöhnlichen das Besondere und Ausgezeichnete macht. Der Vorgang des Heraushebens aus dem Profanen wird durch das Referenzfeld – die ‚Heilige Schrift‘ – besonders akzentuiert, so dass es sich nicht allein um ein Analogie-Modell, sondern um das einer Elevation handelt. Wilhelm Meister wird im Rahmen einer *Imitatio Sauls* in die Tradition christlicher Auserwähltheiterzählungen gestellt. Damit wird zum einen auf die Zitathaftigkeit seines (literarischen) Lebens und zum anderen auf den inhärenten Anspruch auf Vorbildhaftigkeit und Nachfolge abgehoben, mithin ein Erziehungs- bzw. Bildungsanspruch versteckt. In letzter Konsequenz bedeutet das, dass die Kunst die Aufgabe der Religion übernimmt und quasi deren Nachfolge antritt: Die literarische Erzählung schreibt sich nicht mehr nur in die biblische ein, sondern sucht sie insgeheim letztlich abzulösen.

³⁵ Ebd., S. 608.

³⁶ Ulrich Broich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen 1985, S. 31.

VI.

Der intertextuelle Bezug auf die Bibel ist offenkundig; er ist einem jeden Leser unmittelbar erkennbar und einsichtig. Zur Komplexität von Goethes Spiel mit literarischen Identifikationsmustern gehört indes noch ein verdeckter, im Sinne Schlauffers ‚esoterischer‘ Bezug. Während Goethe 1795 an seinen *Lehrjahren* schrieb, redigierte in der unmittelbaren Nachbarschaft in Weimar sein Dichterkollege Christoph Martin Wieland seinen komischen Roman *Don Sylvio von Rosalva*. Das Buch war 1764 in zwei Teilen erschienen, wurde 1772 umgearbeitet und sollte 1795 erneut redigiert in Wielands *Sämmtliche Werke* aufgenommen werden.³⁷ Die Hauptfigur Don Sylvio, ein durch die übermäßige Lektüre von *Contes des fées* zu einem weltfernen feengläubigen Schwärmer verbildeter junger Adliger, flieht in Begleitung seines Dieners Pedrillo vor einer unerwünschten Hochzeit. Durch den Fund eines Schmuckstückes mit dem Bildnis einer schönen jungen Frau wird die Flucht zur Suchwanderung nach der im Bild sich zeigenden vermeintlichen Fee, die er in Gestalt eines „Sommervogels“, also eines Schmetterlings, wähnt. Herr und Diener geraten in verschiedene burleske, durchaus desillusionierende Situationen, die Don Sylvio von seinem Feenglauben gleichwohl nicht abzulenken imstande sind. Erst die Begegnung mit einem Kreis aufgeklärter Standesgenossen, die Erzählung eines überzogenen Märchens im Schloss der endlich gefundenen Schönen sowie die anschließende Diskussion und Reflexion des Gehörten vermögen den Schwärmer von seinem Irrglauben zu befreien und ihm die junge Frau, Donna Felicia, als Braut zu gewinnen.

Im achten Kapitel des ersten Buchs findet sich im auktorialen Erzählerkommentar eine kurze und etwas launige Summa der Suchwanderung Don Sylvios vorweggenommen:

Mancher denkt zu fischen und krebst, spricht der weise S a n c h o bey einer gewissen Gelegenheit zu seinem närrischen Herrn. Nichts geschieht öfter, als daß man etwas andres sucht und etwas andres findet. S a u l suchte seines Vaters Eselinnen, und fand eine Krone; Don Sylvio

³⁷ Der Roman war 1764 unter dem Titel *Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, Eine Geschichte worinn alles Wunderbare natürlich zugeht* noch anonym erschienen; mit dem Untertitel als Haupttitel kam er 1772 nun auch unter Wielands Namen heraus. – Zur Genese der Überarbeitung siehe die Nachweise bei Thomas C. Starnes: *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*. Bd. 2: „Der berühmteste Mann in Teutschland“. 1784-1799. Sigmaringen 1987, S. 401, 412, 420, 423 und 453 (Beginn der Bearbeitung im Januar bis zur Fertigstellung des Drucks schließlich Ende September 1795). Im späten Oktober erhielt Wieland die ersten Belegexemplare des entsprechenden Bandes (ebd., S. 459).

suchte Sommervögel, und fand ein schönes Mädchen, oder doch ihr Bildniß.³⁸

Hinsichtlich seiner Position in der Geschichte des ‚Bildungsromans‘ steht Wielands erster Roman weitestgehend im Schatten des *Agathon*,³⁹ obwohl für die *Lehrjahre* das Modell des *Don Sylvio* wohl als relevanter einzuschätzen ist.⁴⁰ Goethe kannte den komischen Roman bereits seit langem und wird bei den verschiedenen Begegnungen mit dem Weimarer Nachbarn und Lesungen in der ersten Hälfte von 1795 auch einen recht detaillierten Einblick in den Fortgang der Bearbeitung erhalten haben. Die Eingangspassage dieses achten Kapitels selbst blieb von den Redaktionen Wielands unberührt. Goethes versteckte Anknüpfung an Wielands *Don Sylvio* wird in der Verwendung des Saul-Vergleichs unmittelbar fassbar.⁴¹ Sie ist sicherlich zuerst einmal als freundschaftliche Reminiszenz des Jüngeren gegenüber dem älteren Dichterkollegen, dem er nicht immer mit dem gleichen Respekt begegnet war, zu werten.⁴² Bereits an verschiedenen anderen Stellen der *Lehrjahre* war mehr oder weniger offensichtlich auf Wieland hingewiesen worden.⁴³ Goethes freundschaftliche

³⁸ Christoph Martin Wieland: *Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva. Erster Theil.* (Sämmtliche Werke, Bd. 11) Leipzig 1795 (Repr. Sämmtliche Werke, IV. Hamburg 1984), S. 46.

³⁹ Siehe etwa Jacobs, *Wilhelm Meister und seine Brüder* (wie Anm. 1), insb. S. 54-63; sowie J. Jacobs/Markus Krause: *Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.* München 1989, insb. S. 53-64. Mit Blick auf die Ausarbeitung der *Lehrjahre* explizit auch Sven-Aage Jørgensen, Herbert Jaumann, John A. McCarthy, Horst Thomé: *Christoph Martin Wieland. Epoche – Werk – Wirkung.* München 1994, S. 102: „Während und nach der italienischen Reise entstehen Werke, die Goethe wieder – zumindest vorübergehend – in die dichterische Nähe Wielands rücken und die Freundschaft neu beleben. [...] *Wilhelm Meisters Lehrjahre* werden vollendet mit manchem Anklang an die Bildungsziele des *Agathon*.“

⁴⁰ So etwa schon Hildegard Emmel: „Goethe hat die *Lehrjahre*, sofern er sich der Einwirkung von Wielands Romanen überließ, eher im Sinne des *Don Sylvio* als des *Agathon* geformt und vom *Agathon* lediglich einzelne Züge übernommen.“ Dies.: *Was Goethe vom Roman der Zeitgenossen nahm. Zu „Wilhelm Meisters Lehrjahre“.* Bern, München 1972, S. 11.

⁴¹ Mit Blick auf die strukturellen Analogien zwischen beiden Romanen s. bereits Ivar Sagmo: *Bildungsroman und Geschichtsphilosophie. Eine Studie zu Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“.* Bonn 1982, S. 59-63. Kommentatorisch fixiert bei Schings in MA 5, S. 624: „Seit 1794 erscheinen bei Göschen seine ‚Sämmtlichen Werke‘, die Ausgabe letzter Hand, mit den endgültigen Fassungen des ‚Agathon‘ (1794) und des ‚Don Sylvio von Rosalva‘ (1795), erkennbaren Vorläufern des Goetheschen Romans. Wielands Prosa, von Goethe aufs höchste geschätzt, hinterläßt deutliche Spuren in den *Lehrjahren*, bis ins motivische Detail, so das Wort von Saul, dem Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen.“ Siehe auch ebd., S. 856.

⁴² Zum nicht immer spannungsfreien Verhältnis zwischen Wieland und Goethe vgl. die prägnante Skizze bei Jørgensen u.a., *Wieland* (wie Anm. 39), S. 100-102.

⁴³ So nennt Goethe etwa zu Beginn des 5. Buchs Wieland explizit als Shakespeare-Übersetzer und Vorbild für die eigenen Bemühungen Wilhelm Meisters: „[...] der

Reminiszenz ist allerdings nicht ohne ein Moment der Ironie. Wielands Vorbehalte gegen ihn, die Rede, er sei „ein ungelehrter, wenig belesener Sterblicher u. in die Polyhistoirey gekommen“,⁴⁴ oder die verdrießlichen Auslassungen über die ‚schlechte Gesellschaft‘, in die Wilhelm Meister bedauerlicherweise gestellt sei,⁴⁵ dürften Goethe im kleinen Weimar allemal zu Ohren gekommen sein. Dass er seine Hauptfigur im Abschluss-Tableau verdeckt, aber für Wieland unzweifelhaft erkennbar nun gerade in die ‚Gesellschaft‘ von dessen Romanfigur versetzte, kann durchaus als feine literarische Replik auf die Nachrede des älteren Dichterkollegen gesehen werden. Auf jeden Fall wird die Figur des Don Sylvio in die in den *Lehrjahren* entwickelte Tradition einer Saul-Imitatio hineingenommen, so wie Wilhelm Meister selbst nun zu einer Postfiguration nicht allein Sauls, sondern auch des Wieland’schen Romanhelden wird. Gattungsbezogen fungiert die von Goethe profilierte Korrespondenz zudem als Initialsignal für die spielerische Einschreibung des *Wilhelm Meister* auch in die Tradition des komischen Romans. Er wird auf diese Weise zu einem Implantat des ‚Bildungsromans‘. Mit Blick auf die Wilhelm Meister-Figur tritt deren Konturierung als Schwärmer-Typ vor diesem Hintergrund sicherlich ein Gutteil deutlicher zutage.

Wilhelm Meister und Don Sylvio zeigen das gleiche Strukturmodell im Handlungsverlauf: Die durch einen Irrglauben bestimmte Suchwanderung eines jugendlichen Protagonisten findet ihren glücklichen Ausgang in einer Heilung im Zeichen der Liebe (zu Donna Felicia bzw. zu Natalie) und der Rückgewinnung für ein gesellschaftliches Leben (in der höfischen Schloss- bzw. der aufgeklärten Turmgemeinschaft).⁴⁶ Die Korrespondenzen reichen bis in die Einzelmotive hinein. Hinsichtlich der strukturellen Analogie besonders relevant ist die Beschreibung Don Sylvios und Wilhelm Meisters als ‚lesende Helden‘ und ihre Verführung durch ‚erlesenes Heldentum‘:⁴⁷ So wie der junge Adlige von Rosalva dem Vorbild der Feenliteratur nachfolgt, lässt sich Goethes Kaufmannssohn immer wieder von meist literarischen Mustern – etwa der epischen Idealität der Chlorinde-Tankred-Erzählung aus Tassos *Gerusalemme liberata*⁴⁸

geistvollen Wielandschen Arbeit [...].“ (HA 7, S. 298) oder lässt im Anfang des 6. Buchs das Thema der Feenschwärmerei Don Sylvios anklingen (ebd., S. 358f.).

⁴⁴ Siehe dazu etwa den Tagebuchbericht Gernings von April 1795 in Starnes, *Wieland* (wie Anm. 37), S. 415.

⁴⁵ Vgl. die ausführliche Aufzeichnung Lütkemüllers in ebd., S. 421.

⁴⁶ Mit Blick auf den *Don Sylvio* hat vor allem Jürgen Jacobs auf dieses Moment hingewiesen: „Das Übel seiner Verblendung lag darin, daß sie ihn isolierte und von der Gemeinschaft mit anderen ausschloß. Die Heilung von solcher Verirrung erscheint daher als soziale Tat.“ J. Jacobs: *Wielands Romane*. Bern, München 1969, S. 6.

⁴⁷ Dazu grundlegend die Studie von Friedhelm Marx, *Erlesene Helden* (wie Anm. 26).

⁴⁸ Siehe das Motiv etwa in HA 7, S. 26: „Das befreite Jerusalem“, davon mir Koppens Übersetzung in die Hände fiel, gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem

oder im vierten und fünften Buch dem ‚Hamlet‘ – bestimmen.⁴⁹ Und so wie die *Abenteuer des Don Sylvio* dem zeitgenössischen Verständnis von Schwärmer-tum gemäß eine Krankheitsgeschichte darstellen, kommt in den *Lehrjahren* nicht zufällig dem Gemälde vom ‚kranken Königssohn‘ eine wichtige ikonographische Leitfunktion zu.⁵⁰ Die Entwicklungsgeschichte beider Helden ließe sich also durchaus als eine Form der Anamnese beschreiben.⁵¹ Goethes Roman bietet auf dieser Ebene der Intertextualität eine aktualisierte Weiter-schreibung der aufgeklärten Schwärmer-Kritik Wielands. Und so wie Don Syl-vio nach der Heilung seinen neuen Erfahrungshunger mit den „Ideen wirkli-cher Dinge“ auf einer Bildungsreise stillen will,⁵² warten auf Wilhelm Meister schließlich ebenfalls entsprechende ‚Wanderjahre‘.

VII.

Goethes Einschreibung seines *Wilhelm Meister* in die Tradition des komischen Romans reicht mit Blick auf die verdeckt alludierte Wieland-Passage indes noch weiter. Der auktoriale Erzählerkommentar in Wielands Roman verweist explizit auf das Vorbild von Cervantes’ *Don Quijote*, das als Hypotext im *Don Sylvio* ständig präsent ist.⁵³ Der verdeckte Anklang an den Wieland-Roman

ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins ta-ten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfang, als die gemachten Reize Armidens [...].“ Siehe auch ebd., S. 235.

⁴⁹ Vgl. dazu die zutreffende Beschreibung Liselotte E. Kurths: „In der von Goethe für die Veröffentlichung bestimmten Fassung des Romans fehlen [sc. gegenüber der *Theatralischen Sendung*] einige der direkten Hinweise auf die Neigung des Helden zur Literarisierung seines Daseins. Das Fehlen der deutlichen Aussagen über die charakteristische Eigenart Wilhelms bedeutet jedoch keineswegs, daß dem Helden der Lehrjahre dieser bestimmte Persönlichkeitszug mangelt.“ L. E. Kurth: *Die zweite Wirklichkeit. Studien zum Roman des 18. Jahrhunderts*. Chapel Hill 1969, S. 209.

⁵⁰ Prägnant die Zusammenfassung bei Schings: „Denn daß Wilhelm von Anfang an heilungsbedürftig, daß die Krankheit längst und elementar in ihm angelegt ist, darüber setzt den Leser nunmehr ein bewundernswerter Kunstgriff buchstäblich ins Bild – das neu eingeführte ‚Lieblingsbild‘ vom kranken Königssohn [...].“ H.-J. Schings, Agathon – Anton Reiser – Wilhelm Meister (wie Anm. 7), S. 53. Siehe auch Erika Nolan: Wilhelm Meisters Lieblingsbild: Der kranke Königssohn. Quel-len und Funktion. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (1979), S. 132-152.

⁵¹ Mit Bezug auf Wieland siehe dazu Jutta Heinz: Von der Schwärmerkur zur Ge-sprächstherapie. Symptomatik und Darstellung des Schwärmers in Wielands *Don Sylvio* und *Peregrinus Proteus*. In: *Wieland-Studien II*. Hg. v. Wieland-Archiv Bi-berach. Sigmaringen 1994, insb. S. 38-44.

⁵² Wieland, *Don Sylvio* (wie Anm. 38), S. 340.

⁵³ Dazu konzise Jürgen Jacobs: *Don Quijote in der Aufklärung*. Bielefeld 1992, S. 44: „Die Affinität zeigt sich nicht nur in direkten Anspielungen und Zitierungen, sondern auch im spanischen Dekor der Handlung, in der Fiktion, daß dem Roman ein obskures Manuskript zugrunde liegt, und in unübersehbaren Parallelen bei der Figurenkonstellation und im Handlungsablauf. / Die wichtigste Übereinstimmung

und die Don Sylvio-Figur im Erzählausgang der *Lehrjahre* ist auf einer weiteren Stufe damit zugleich ein Rekurs auf den Cervantes-Roman und die Figur des spanischen Ritters von der traurigen Gestalt. Und so wie der Bibel-Vergleich in den *Lehrjahren* der Erzählfigur des ‚tollen‘ Friedrich in den Mund gelegt wird, ist bei Wieland das intertextuelle Spiel an eine Reflexion des auf seine Art nicht minder ‚tollen‘ Don Quijote-Begleiters Sancho Pansa geknüpft, der seinerseits wiederum als literarisches Modell für Don Sylvios Diener Pedrillo fungiert. Für die Figurenreihe Sancho Pansa – Pedrillo – Friedrich gilt in Bezug auf die jeweilige Figurenrede, was Pedrillo an späterer Stelle – auch wiederum im Zeichen einer zirkulären Argumentationsstruktur – bemerkt: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit [...]“. ⁵⁴ Alle drei Figuren zeigen eine burleske Konturierung und gehören in die Pikaro-Tradition, die über den Saul-Bezug und die Figur des Friedrich ebenfalls in die *Lehrjahre* einbezogen ist. Die als Mitglied der ‚Turmgesellschaft‘ sperrige Erzählfigur Friedrich gewinnt im ‚Bildungsroman‘ Goethes als pikaresker Begleiter Wilhelm Meisters damit eine eigene gattungsspezifische Funktion (ähnlich wie ihr weibliches Pendant Philine). ⁵⁵

Auch die Hauptfigur Wilhelm Meister lässt sich in eine entsprechende figurative Traditionsreihe eingliedern – allerdings nicht als pikareske, sondern als quijoteske Schwärmerfigur: Mittels der Saul-Referenz lehnt Goethe seinen sich im Theaterleben (ver-)suchenden Helden an den Schmetterlinge jagenden Schwärmer Don Sylvio an und verknüpft ihn über diesen mit dessen literarischer Präfiguration Don Quijote. Wilhelm Meisters ‚theatralisches‘ Bemühen „mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden“, ⁵⁶ ist wie Don Sylvios „Fee-rey“ und Don Quijotes „irrende[r] Ritterschaft“ ⁵⁷ Resultat einer lediglich erlebten Lebensperspektive, die in allen drei Fällen schließlich eine unfreiwillige Revision erfährt. Das Moment der Schwärmer-Kritik ist den *Lehrjahren* auf diese Weise zwar eingeschrieben, gewinnt vor dem Hintergrund eines inzwischen veränderten zeit- und literaturgeschichtlichen Kontextes und einer modifizierten Autorintention allerdings nicht mehr den hervorragenden Stellenwert wie in den Prätexten. Die Kritik am Schwärmertum, wie sie Wielands *Don Sylvio* kennzeichnet, hat sich im späten 18. Jahrhundert zur narrativen Gegenrede gegen die Forderung nach unbegrenzter individueller Selbstverwirklichung entwickelt. Die Erziehungs- und Kontrollinstitution der höfischen Gesellschaftskultur, die bei Wieland durch die Erzählfiguren des Don Gabriel und

jedoch liegt in den beiden Titelhelden: Auch Don Sylvio erlebt durch seine leidenschaftlich und ohne kritischen Maßstab betriebene Lektüre eine Verwirrung des Gemüts.“

⁵⁴ Wieland, *Don Sylvio* (wie Anm. 38), S. 159.

⁵⁵ Zur Unterscheidung von Pikaro-Tradition und Bildungsroman vgl. Jürgen C. Jacobs: Bildungsroman und Pícaro-Roman. Versuch einer Abgrenzung. In: Ders.: *Der Weg des Pícaro. Untersuchungen zum europäischen Schelmenroman*. Trier 1998, S. 25-39.

⁵⁶ HA 7, S. 290.

⁵⁷ Wieland, *Don Sylvio* (wie Anm. 38), S. 253.

der Donna Felicia die Einsicht und die Umkehr Don Sylvios bewirkt, ist bei Goethe zur spätaufklärerischen Reformgesellschaft des ‚Turms‘ geworden. Spätestens an der unterschiedlichen Konturierung dieser beiden Institutionen zeigt sich die veränderte Einstellung der jeweiligen Autoren in Bezug auf die Wirkungskraft solcher Erziehungseinrichtungen. Anders als die ‚ideale‘ Schlossgemeinschaft ist die Gemeinschaft des ‚Turm‘ – wie eben seit Schläffer deutlich ist – mit Signalen autorialer Distanz versehen.⁵⁸

Versucht man, über die Figurenreihe Wilhelm Meister – Don Sylvio – Don Quijote zu einer insbesondere den Romanausgang erhellenden ‚palimpsestuellen Lektüre‘⁵⁹ der *Lehrjahre* zu gelangen, wirken erneut die Parameter der unterschiedlichen Lesartenangebote. Aus dem Blickwinkel einer Tradition der Schwärmerkritik zeigen alle drei Texte sicherlich das Modell einer Heilung. Vor allem Don Sylvios und Wilhelm Meisters ‚Krankheitsgeschichten‘ sind gleichzeitig Erzählungen einer erfolgreichen Kur. Dies gilt ebenfalls für den Don Quijote bei Cervantes, selbst wenn Friedhelm Marx zu Recht darauf hinweist, dass Wieland seinen Hypotext gerade an dieser Stelle „gegen den Strich“ bürstet: „Während sich Don Quijote auf dem Sterbebett wieder zu seiner ursprünglichen Identität als Landjunker Alonso Quijano bekennt und seinen Abenteuern keinen Sinn mehr abzugewinnen vermag, wird Don Sylvio von seiner Schwärmerei geheilt, ohne sie bereuen zu müssen.“⁶⁰ Was in den *Lehrjahren* auf der Oberfläche der Erzählung, der ‚exoterischen‘ Ebene, als das Modell einer geglückten Kur augenfällig ist, zeigt auf der ‚esoterischen‘ der Gattungsspezifik jedoch Unstimmigkeiten. In dem Maße, in dem der Erzählfigur Wilhelm Meister quijoteske Züge eingeschrieben werden, erscheint sie eben auch als Gegenstand einer verdeckten Satire und wird als Leitfigur eines ‚Bildungsromans‘ kompromittiert.⁶¹ Diese Relativierung gilt produkti-

⁵⁸ Dagegen allerdings wiederum Schings, *Goethes Romane* (wie Anm. 2), S. 128: „Die Turmgesellschaft ist keine Ansammlung von Idealfiguren – ihr das vorzuhalten, ist ebenso unsinnig wie der umgekehrte Vorwurf an Natalie. Was dieser Gesellschaft freilich in hohem Maße zur Verfügung steht [...], ist die Gesinnung zur Realität. Und das heißt: zur gesellschaftlichen Tätigkeit.“

⁵⁹ Vgl. dazu Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Frankfurt/M. 1993, insb. S. 532f.

⁶⁰ Marx, *Erliesene Helden* (wie Anm. 26), S. 91. Vergleichbar betont auch J. Jacobs eine „unterschiedliche[n] Orientierung der beiden Geschichten“: „Don Quijote [...] überlebt seine Desillusionierung nicht, eine neue Lebensform auf dem Boden der Vernunft bleibt ihm verschlossen.“ Jacobs, *Don Quijote in der Aufklärung* (wie Anm. 53), S. 45.

⁶¹ Mit eben diesem Vorbehalt hatte Friedrich Heinrich Jacobi in einem Brief an Wieland 1772 gegen die Verwendung des Don Quijote-Vergleichs im *Agathon* Kritik angemeldet: „Durch diese Vergleichung wird nicht nur die Einheit des Styls unterbrochen, sondern sie giebt zugleich dem Charakter unseres Helden einen Anstrich von Lächerlichem, seiner schönen Figur eine possierliche Stellung, und verwirrt dem Leser das von ihm in seiner Imagination sich entwerfende Bild.“ *Wielands Briefwechsel*. Hg. v. der Akademie der Wissenschaften. Bearb. von Hans Werner

ons- wie rezeptionsästhetisch, selbst wenn Wielands eigene Interpretation des Don Quijote ein im Horizont des 18. Jahrhunderts vergleichsweise positives Bild hergibt.⁶² Vor dem Hintergrund der gängigen Don Quijote-Attributierung im 18. Jahrhundert als verlachenswerter Narr ist mit der Einschreibung einer entsprechenden Facette in die Wilhelm Meister-Figur ein weiteres Moment der Skepsis und des Vorbehalts in das scheinbar so stimmige Schlusstableau eingefügt worden. Als verdecktes autoriales Distanzierungssignal unterstützt es entsprechende Wirkungsabsichten, die sich aus den pikaresken Zügen der Friedrich-Figur ergeben. Diese selbst zielen nicht zuletzt darauf ab, jedwede „blinde Identifikation des Lesers mit dem Helden“ zu verhindern.⁶³

VIII.

Aus einem jeweils unterschiedlichen Blickwinkel und in der Akzentuierung verschiedener Kontexte erweisen beide Deutungsvarianten ihre Stimmigkeit und ihre wechselseitige Inkompatibilität. Einer jeden ist ein gewisses Einspruchspotential gegenüber dem konkurrierenden Diskurs gegeben. Gleichwohl deutete sich in dem dieser Analyse unterlegten Beschreibungsmodell schon verschiedentlich die Möglichkeit einer Auflösung der Deutungsdifferenz an: In den *Lehrjahren* einen Roman allein des ‚Glücks‘ und der ‚Heilung‘ zu sehen, reicht nicht aus. Das Erklärungsmuster ist zu einfach und vermag die vielfältigen Unstimmigkeiten, die sich auf den Ebenen der Inner-, Inter- und Hypertextualität gezeigt haben, nicht hinreichend zu erklären. Auch in der Gegenposition liegen Gefahren begründet: Die seit Schläffer in die Diskussion eingeführte Beschreibung der *Lehrjahre* als ‚Zerstörungsroman‘ befördert das Denkmodell eines dem Roman innewohnenden unversöhnlichen Gegensatzes. Der Antagonismus von ‚exoterischer‘ und ‚esoterischer‘ Sinnenebene suggeriert die Notwendigkeit, im Interesse einer stimmigen Deutung der jeweils einen oder der anderen Lesart als der vorgeblich alleinig überzeugenden den Vorzug geben zu müssen. Beide Deutungen verengen jede für sich allerdings die Komplexität des Œuvres. Tatsächlich ist Goethes narrative Strategie – entgegen der Bachtin’schen Verzeichnung des ‚Bildungsromans‘ als einer ‚monologischen‘ Literarform⁶⁴ – jedoch von einer grundlegenden ‚Dialogizität‘ und ‚Vielstim-

Seiffert und Siegfried Scheibe. Bd. IV: 25. *Mai 1769 - 17. September 1772*. Berlin 1979, S. 608. Brief vom 20.8.1772.

⁶² Vgl. hierzu Jürgen Jacobs, der die „Schlüsselstellung“ Wielands in der deutschen Don Quijote-Rezeption des 18. Jahrhunderts heraushebt: „Bemerkenswert [...] sind die positiven Attribute, die dem irrenden Ritter des Cervantes beigelegt sind. An ihnen läßt sich ablesen, wie weit sich Wielands Deutung des Don Quijote von den in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kursierenden Vorstellungen entfernt hat.“ Jacobs, *Don Quijote in der Aufklärung* (wie Anm. 53), S. 37 und 43.

⁶³ Marx, *Erlsene Helden* (wie Anm. 26), S. 260.

⁶⁴ Siehe Michail M. Bakhtin: *The Bildungsroman and Its Significance in the History of Realisms* (Toward a Historical Typology of the Novel). In: Ders.: *Speech Gen-*

migkeit‘ geprägt. Gerade mit Blick auf die literarischen Identifikationsangebote zielt sie nicht auf die gegenseitige Diskreditierung oder das Ausspielen der im Text angelegten konkurrierenden Modelle ab, sondern avisiert deren Neben- und in letzter Konsequenz auch Miteinander – unter Beibehaltung allerdings der wechselseitigen Vorbehaltlichkeiten, die gleichwohl keine Ausschließlichkeiten bedeuten. Statt von einem Gegeneinander hat man vielmehr von einem Miteinander von auf den ersten Blick inkompatiblen Programm- und (literarischen) Lebensentwürfen, von Ambi- oder Polyvalenzen auszugehen, wie es bei Goethe vergleichbar zwischen seinen entstehungsgeschichtlich benachbarten Werken in diesen Jahren begegnet.⁶⁵ Die einzelnen Positionen sind dialektisch aufeinander bezogen, insofern in jeder schon ein Moment des verdeckten Vorbehalts und des Widerspruchs eingepflanzt ist. So bestätigt sich an dieser Stelle in der Tat Goethes spätere (und an Signalen des Vorbehalts selbst nicht armen) Deutung der *Lehrjahre*:

Es gehört dieses Werk übrigens zu den inkalkulabelsten Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Hieran halte man sich.⁶⁶

Friedrichs Worte als schließlich dann doch „ausgesprochene Tendenz“ sind aber nichts anderes, als die Zurückweisung des Deutungs- und Begriffssüchtigen auf den Roman selbst.

IX.

Goethes Rekurs auf Sauls Suchwanderung und Erwählung ist in der Literatur nicht ohne Folgen geblieben. Sie klingt unverkennbar ironisch grundiert wenig später in der Kapuzinerpredigt in Schillers *Wallenstein* an, wobei Schiller jedoch wohl nur en passant den Goethe-Bezug im Auge gehabt haben dürfte; vornehmlich greift er auf eine Passage aus Abraham à St. Claras Predigten zu-

res and Other Late Essays. Austin 1986, S. 10-59, insb. S. 25. S.a. Carl Niekerk: *Bildungskrisen. Die Frage nach dem Subjekt in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“*. Tübingen 1995, S. 133.

⁶⁵ Vgl. dazu Lothar Bluhm: Goethes „incalculable Productionen“. Zur Kontextualität von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* und den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. In: *Der europäische Roman zwischen Aufklärung und Postmoderne. Fs. zum 65. Geburtstag von Jürgen C. Jacobs*. Hg. v. Friedhelm Marx und Andreas Meier. Weimar 2001, S. 35-50.

⁶⁶ Eckermann, *Gespräche mit Goethe* (wie Anm. 16), S. 141f. (18.1.1825).

rück.⁶⁷ Unmittelbar an die *Lehrjahre* angelehnt, ist dann allerdings die Verwendung im ‚Bildungsroman‘ des 19. Jahrhunderts. Sie dient dort gleichermaßen der Kommentierung des Goethe-Romans wie der Charakterisierung der entsprechenden Romanfigur und – natürlich – der verdeckten Einschreibung des jeweiligen Werks in die Tradition des ‚Bildungsromans‘ selbst. Wilhelm Raabe nutzte den Rekurs besonders augenfällig 1869/70 in *Der Schüdderump* zur Kontrafaktur, wobei der Vorbehalt, der der Passage bei Goethe eingeschrieben ist, eine explizite Ausarbeitung erfährt:

Es sind schon manche junge Leute ausgezogen wie Saul, der Sohn Kis’, um ihres Vaters Eselinnen zu suchen, und haben statt derselben ein Königreich gefunden. Allein bei weitem die meisten dieser Günstlinge der Götter erkannten im gegebenen Fall den Wert dessen, was ihnen in die Hände fiel, durchaus nicht; oder wenn ihnen vielleicht eine dumpfe Ahnung darüber aufging, so wußten sie sicherlich nichts damit anzufangen.⁶⁸

Die Passage ist über den äußerlichen Bibelvergleich hinaus unverkennbar auch eine Anlehnung an den Goethe’schen Romanschluss und nicht zuletzt dessen Kommentierung in literarischer Form.⁶⁹ Raabes Zweifel am Vermögen Wilhelms, sein Glück zu nutzen, ist offenkundig – und findet sich in Raabes schopenhauerisch-pessimistischem Roman im traurigen Schicksal Hennig von Lauens entsprechend gespiegelt. Der Bibelrekurs dient innertextlich dem Spiel mit einer christlichen Motivik, wobei Raabe sich der Ambivalenz von „Krone“ / „Dornenkrone“ bedient: „[...] der gute Junker war von der Natur [...] viel zu sehr begünstigt, um jemals durch seine Nerven veranlaßt zu werden, eine wirkliche Krone, die doch immer nur eine Dornenkrone sein kann, vor seinen Füßen vom Boden aufzuheben.“⁷⁰ Ob der Autor beim Rückgriff auf den Saul-Vergleich auch an die Don Quijote-Figur gedacht hat, ist unwahrscheinlich:

⁶⁷ „[...] Wie soll man siegen, / Wenn man die Predigt schwänzt und die Meß, / Nichts tut als in den Weinhäusern liegen? / Die Frau in dem Evangelium / Fand den verlorenen Groschen wieder, / Der Saul seines Vaters Esel wieder, / Der Joseph seine saubern Brüder; / Aber wer bei den Soldaten sucht / Die Furcht Gottes und die gute Zucht / Und die Scham, der wird nicht viel finden [...]“ *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Bd. 8: *Wallenstein*. Hg. v. Hermann Schneider und Lieselotte Blumenthal. Weimar 1949, S. 31 („Wallensteins Lager“; 8. Auftritt) und S. 477.

⁶⁸ Wilhelm Raabe: *Der Schüdderump*. Hg. v. Karl Hoppe. (Sämtliche Werke, Bd. 8) Göttingen 1972, S. 341.

⁶⁹ Die Kommentierung dieser Stelle in der noch immer gültigen ‚Braunschweiger Ausgabe‘ ist deshalb gänzlich unbefriedigend. Karl Hoppe verweist allein auf die Bibelreferenz: „Vgl. 1. Sam. 9“ (ebd., S. 451). Ein Hinweis auf Goethe fehlt dagegen, obwohl an verschiedenen Stellen auf die Bedeutung des Autors für Raabe eindringlich hingewiesen wird. – Zur Bedeutung Raabes innerhalb der Tradition des deutschen Bildungsromans im 19. Jahrhundert siehe Jacobs, *Wilhelm Meister und seine Brüder* (wie Anm. 1), S. 194-201, und Jacobs/Krause, *Der deutsche Bildungsroman* (wie Anm. 39), S. 154-156. Auf *Der Schüdderump* wird allerdings nur en passant eingegangen.

⁷⁰ Raabe, *Schüdderump* (wie Anm. 68), S. 341.

Zwar ist bei Raabe eine parallele Cervantes-Lektüre belegt, doch fehlt das Bindeglied Wieland. Gegenüber der hochkomplexen Goethe’schen Verwendungsweise ist das Adaptionungsverfahren jedenfalls als konventionell und schlicht einzuschätzen.⁷¹ Was der Text durch den auktorialen Kommentar an Eindeutigkeit vielleicht gewonnen hat, geht der Aneignung an Komplexität verloren. Dem Raabe’schen Roman fehlt die ‚Vielstimmigkeit‘ der literarischen Identifikationsmodelle und damit ein wichtiges Moment jener Modernität, die die *Lehrjahre* von Goethe auch heute noch zu einer lesenswerten Lektüre macht. Doch führt dies schon in andere Diskussionszusammenhänge.

⁷¹ *Der Schüdderump* weist insgesamt eine vergleichsweise schlichte Referenztechnik auf, wie etwa das Beispiel der Opernzitate zeigt. Siehe dazu jüngst Heinz Rölleke: Referenzen. Opernzitate im Werk Wilhelm Raabes. In: Zymner u.a. (Hg.), *Erzählte Welt – Welt des Erzählens* (wie Anm. 15), S. 85-94; insb. S. 92f. – Mit Blick auf Märchenzitate: Ders., „[...] und bellte wie ein Hund aus den Gebrüder Grimm“. Grimms Märchen im Werk Wilhelm Raabes. In: Marx/Meier (Hg.), *Der europäische Roman zwischen Aufklärung und Postmoderne* (wie Anm. 65), S. 121-129, insb. S. 126.